

Zum Verhältnis von Forschung und Praxis in der Psychotherapie*

Jürgen Kriz

Es ist meine Überzeugung, daß die Darlegung des persönlichen Anliegens und der Position eines Autors das Verständnis seines Textes wesentlich erhöhen. Ich möchte daher vorausschicken, daß ich mich selbst als begeisterten Wissenschaftler und Forscher sehe - und es ist es für mich weit mehr als nur ein „Job“, im kognitiven Ringen mit den eigenen Grenzen zu versuchen, den „Zauber der Welt“ einzufangen und abzubilden. Dabei habe ich manche Jahre und einige Bücher auch speziell methodischen Fragen gewidmet. Gleichzeitig aber bin ich auch Kliniker und Psychotherapeut, dem diese Arbeit ebenfalls viel bedeutet. Man könnte daher vermuten, daß ich mich und andere für die gegenwärtige Psychotherapieforschung begeistern könnte. Leider aber empfinde ich in bezug auf diesen Gegenstand vor allem Unbehagen. Wenn ich dieses im folgenden thematisiere, so nicht in destruktiver Absicht, sondern als Ermutigung, nach Wegen zu einer menschengerechteren Forschung zu suchen.

Ein so komplexes Thema wie das „Verhältnis von Praxis und Forschung in der Psychotherapie“ läßt sich allerdings nicht in der gebotenen Kürze differenziert abhandeln. In dem Bemühen, eher Impulse für eine Diskussion zur Verfügung zu stellen, werde ich die Bilder, die mich leiten und begleiten, somit nicht in der Detailtreue einer Radierung, sondern in holzschnittartiger Typisierung darstellen.

In der Tat möchte ich als erstes mit einem Bild, einer Metapher, einige Klärungsversuche vornehmen und die Frage aufwerfen: Nützen die gegenwärtigen kognitiven Landkarten der Psychotherapie-Forschung der Orientierung von Therapeuten?

Das Verhältnis zwischen Praxis und Theorie läßt sich als Verhältnis von Landschaft zu Landkarte charakterisieren: Therapeuten sind dann Menschen, deren Qualität sich vornehmlich daran zu zeigen hat, wie sie die Landschaft durchwandern (als begleitende Führer derer, die sich ihnen anvertrauen), wie sie dabei Hindernisse zu überwinden, Gefahren zu erspüren, eisige Nächte und trockene Wüsten zu durchstehen vermögen.

Von ganz anderer Art sind die Anforderungen an Kartographen - d.h. die Theoretiker und Forscher: Die Karten, die sie zeichnen, müssen z.B. möglichst *klar*, *detailliert* und doch

* Vortrag auf dem 1. CHARTA-Kongreß, Zürich 11. Mai 1996 (geringfügig bearbeitet und ergänzt um wenige Quellenhinweise)

Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion entnommen aus Psychotherapie Forum 4, 1996, S. 163-168.

handhabbar sein. Die alte Leitidee, Landkarten sollten „wahr“ sein, hat hingegen die wissenschaftstheoretische Debatte inzwischen - und das nicht erst in der Postmoderne - als „science fiction“, als Fiktion von „Wissenschaft“, entlarvt.

Es kann nämlich unendlich viele Abbildungen einer Landschaft (z.B. der „Stadt Zürich“) geben - und ich wähle für einen Moment dieses konkrete Beispiel „Zürich“, da es mir eher weniger komplex und eher handhabbar erscheint als die Landschaft „Psychotherapie“: Eine grobe sight-seeing-map ist nicht *unwahr* als eine präzise 1:1000 Darstellung der Ebene, sie *dient* nur *anderen Zwecken*. Für viele Zwecke ist die sight-seeing-map wegen ihrer Übersichtlichkeit und leichteren Handhabbarkeit aber nicht nur *nützlicher*, sondern sogar auch *präziser* als ein dickes und schweres Kartenwerk - so z. B. hinsichtlich der Frage, was viele Menschen gerne besichtigen. Zudem enthält auch das schwerste, umfangreichste Kartenwerk grundsätzlich *unendlich* viele Aspekte *nicht* (z. B. über Luftverschmutzung zu einem bestimmten Zeitpunkt, die Vernetzung mit Telefonen, die Besuchshäufigkeit zwischen den Menschen). Wenn man solche Fragen hat, können und müssen Spezialkarten erstellt werden. Damit wird auch sofort deutlich, daß es *das* Kartenwerk - sprich: *die* Theorie - nicht geben kann. Man sollte sich daher nicht durch vollmundige Behauptungen mancher Psychotherapieforscher - wie: man habe alles erfaßt und objektiv richtig wiedergegeben - mundtot oder kritikunfähig machen.

Gleichwohl ist es gut, sich klar zu machen, daß im Volksglauben über Wissenschaft, teilweise auch bei Gesetzgebern, ja sogar in Bereichen der Wissenschaft selbst, diese Fiktion aufrecht erhalten wird und uns als Argument begegnet. Schon immer war es in den Glaubenskriegen Methode, den Glauben der anderen als Irrglauben abzutun, den eigenen Glauben aber für unrelativierbare Wahrheit zu halten - oder, wie heute modern, die kognitiven Landkarten von anderen als „Konfession“ zu diskreditieren, das eigene Glaubenssystem aber als Fortschritt der Profession auszugeben.

Gleichwohl können wir diese Metapher durchaus auch dafür verwenden, etwas zur Relevanz von „Landkarten“ ins Feld zu führen: Zunächst einmal können sie vor Ort hilfreich sein, indem sie zur besseren Übersicht und Orientierung oder als Entscheidungshilfe herangezogen werden (Aspekt der Anwendung). Aber auch durch Vergleich unterschiedlicher Erfahrungen auf Teil-Reiserouten läßt sich anhand von Landkarten die Einsicht in die Gesamtlandschaft erhöhen und somit gegebenenfalls wiederum zu einer Verbesserung der Landkarten beitragen (Aspekt der Debatte über Theorien und Forschungsergebnisse). Letztlich können Landkarten sogar fernab von der Landschaft (nennen wir es: im Elfenbeinturm) den Praktikern nützen - sie können nämlich jenen, die sich vorbereiten, diese Landschaft zu bereisen, gezielt und übersichtlich bestimmte Erfahrungen vermitteln und auf mögliche Erfahrungen vorbereiten (Aspekt der Ausbildung).

Allerdings kann eine Landkarte auch hinderlich sein: Wer immer mit der Landkarte vor Augen durchs Gelände läuft, dürfte bald an einem Baum oder in einer Schlucht enden (konkretes Beispiel: frühkindliche Sprachentwicklung, die normalerweise durch Eltern

intuitiv sichergestellt ist, dürfte scheitern, wenn Eltern versuchen wollten, sie nach psycholinguistischen Theorien zu organisieren. Analoges gilt für einen Therapeuten, der sich bemüht, alle Lehrbuchkategorien von „Echtheit“ in seinem Verhalten auszudrücken - statt für jene Bedingungen zu sorgen, unter denen er einfach „echt“ sein kann).

Ein besonderes Problem ergibt sich aber dann, wenn Kartographen, die das Meer nur aus ihren Karten oder vom Flugzeug aus kennen, auf der Basis ihrer Kenntnisse nun der allgemeinen Schifffahrt Vorschriften machen wollen. Man könnte Ausgangs- und Endpunkt einer Reise auf der Karte mit dem Lineal verbinden und erklären, jede Abweichung von dieser Linie sei ineffizient und somit sei die Verwendung von Tragflügelbooten die einzig sinnvolle Vorgehensweise. Es ist richtig: unter *dieser* Prämisse muß z. B. Segeln absurd und ineffizient erscheinen, wo man, nur weil Wind aufkommt, von der „richtigen“, „gradlinigen“ Route abweichen muß, um dagegen anzukreuzen. Wer so argumentiert - und in der gegenwärtigen Debatte um die wirksamste Psychotherapie erscheinen mir manche Argumente strukturell ähnlich zu sein - vergißt, daß es auch um die Frage geht, wie Menschen überhaupt leben wollen, - miteinander, mit und in ihrer Welt, welche Erfahrungen auf dem einzig wirklich vorgegebenen Wege - dem von der Wiege zur Bahre - für sie wichtig sind, und ob es dabei keine anderen Ziele geben darf, als möglichst schnell und gradlinig von A nach B zu gelangen.

Natürlich sind in einer pluralistischen Gesellschaft Werbeveranstaltungen und -broschüren für Tragflügelboote erlaubt - sie sollten nur nicht als „Ergebnisse“ einer allgemeinen „Schifffahrtforschung“ ausgegeben werden, um den Seglern das Wasser abzugraben. Ich denke, ich muß diese Metapher nicht weiter ausdeuten! Statt dessen möchte ich nun konkreter auf die unterschiedlichen Anliegen von Praxis und Forschung eingehen:

Die erkenntnisleitende Blickrichtung, unter der (professionell) Welt erfahren wird, ist zwischen Forschern und Psychotherapeuten gemeinhin völlig gegensätzlich: Wissenschaftliche Forschung, so wird gesagt, habe den Blick auf Gesetzmäßiges, Prognostizierbares und auf mögliche Gemeinsamkeiten in den Phänomenen zu richten und damit von der Individualität und der Einmaligkeit der Abläufe in dieser Welt zu abstrahieren.

Im Gegensatz dazu haben Psychotherapeuten immer einen einzelnen Menschen (oder ein Paar, eine Familie) vor sich, ausgezeichnet durch eine individuelle Geschichte. Zwar lassen sich Ähnlichkeiten - ja sogar manche Gleichheiten - zur jeweils individuellen Geschichte anderer finden. Aber für ein tieferes Verständnis und für eine angemessene, würdevolle Begegnung, geht es eben gerade um diese Einmaligkeit, die sich aus dem Vergleichbaren spezifisch hervorhebt.

Ohne Zweifel weiß auch der Psychotherapeut im Rahmen klinisch-psychologischer Theorien um „Gesetzmäßigkeiten“: Er mußte die derzeit im Abendland gängigen Vorstellungen über Krankheitsentstehung und -verläufe studieren; er kennt die diagnostischen Kategoriensysteme, mit Hilfe derer er sich mit anderen Psychotherapeuten über seine Patienten

verständigen kann, weil solche Kategorien auf einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund im Umgang mit menschlichem Leid verweisen, er hat sich mit Kriterien und Konzepten wirksamer Interventionen auseinandergesetzt, kurz: Er kennt die Psychotherapie auch als eine Wissenschaft, in der es um allgemeine Gesetze geht - also um Reproduzierbares hinsichtlich der psychischen, psychosomatischen und sozialen Natur des Menschen.

Somit ist der Psychotherapeut *auch* in das soziale und kognitive Gefüge der Wissenschaft eingebunden. Aber in der konkreten therapeutischen Situation bildet dieses Wissen bestenfalls einen allgemeinen kognitiven Hintergrund, vor dem er handelt (oder, in manchen Psychotherapieformen, wie z. B. der Verhaltenstherapie, aus dem er einen Teil seines „Handwerkszeuges“ abgeleitet hat). Er kann daher beispielsweise seinem Patienten nicht als einem „Depressiven“ begegnen, der genau in die diagnostische Kategorie 300.40 DSM III-R fällt - mit den damit zusammenhängenden Vorstellungen über Entstehung und Verlauf von Krankheit. Vielmehr kann der Psychotherapeut nur zu einem einmaligen Menschen Kontakt herstellen, und er wird dessen einmalige Lebensgeschichte implizit oder explizit berücksichtigen müssen und ihn, bestenfalls, im Verlauf der psychotherapeutischen Kontakte auf allen Wegen und „Umwegen“ - jenseits lehrbuchartiger „Krankheitsverläufe“ - begleiten.

Es scheint so, als folgten aus diesen gegensätzlichen Perspektiven - der Psychotherapeut, der sich dem Einmaligen, Individualgeschichtlichen widmet, und der Wissenschaftler, der das Allgemeine, Reproduzierbare der Welt zur Sprache bringt - zwangsläufig auch unterschiedliche Tugenden im Umgang mit der „Welt“. Dem einen geht es um Beziehung, etwas Persönliches, dem anderen um eine möglichst objektive Abbildung von Welt. Daß eine solche Schlußfolgerung aber fehlgeht, hat der Quantenphysiker und Nobelpreisträger Werner Heisenberg bereits 1955 so ausgedrückt:

*„Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild **unserer Beziehung zur Natur.**“ (Heisenberg 1955, S. 21)*

Dabei ist mit „Beziehung“ kein abstrakter Sachverhalt, etwa im Sinne einer mathematischen Relation, gemeint, sondern die Art und Weise des sich in-Beziehung-Setzens. D. h. die moderne Naturwissenschaft trachtet danach - zumindest bei zahlreichen ihrer Vordenker - die Fehlentwicklung abendländischer Wissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nun wieder zu korrigieren: nämlich den mißlungenen Versuch, den Erkennenden aus der Beschreibung des Erkannten auszublenden.

Es ist zu fragen, wie stark die Psychotherapie-Forschung noch im Denken des 19. Jahrhunderts verhaftet ist. Wird nicht in weiten Bereichen noch immer versucht, objektivistisch ein „Bild der Natur“ - d. h. „der Psychotherapie“ - zu zeichnen statt ein Bild der Beziehung zum Forschungsgegenstand „Therapie“?

Nehmen wir z. B. die diagnostischen Kategoriensysteme, so finden wir „Krankheits-“ oder „Störungsbilder“ häufig so beschrieben, als handle es sich um ontisch feststehende Eigenschaften der Betroffenen. Welches Erkenntnisinteresse aber dahinter steht, gerade jenes Set an Phänomenen zur Bildung einer bestimmten Kategorie und zur Abgrenzung gegen andere aus der phänomenalen Komplexität zu abstrahieren, bleibt meist verborgen: In der klinischen Literatur geht es fast ausschließlich darum, wie wir ein bestimmtes „Störungsbild“ von einem anderen unterscheiden, und kaum jemals warum (vgl. Kriz 1989). D. h. es wird krampfhaft versucht, den Erkennenden aus der Beschreibung des Erkannten auszublenden.

Im Ringen um eine stärkere gesellschaftliche Anerkennung (insbesondere seitens der Gesetzgeber und Kassen) reduziert sich zudem „die Psychotherapieforschung“ auf wenige Fragen - die mir für einen inhaltlichen Fortschritt der Psychotherapie eher irrelevant erscheinen. So kreist viel um die Aspekte:

- Wirkt Therapieform X?
- Wirkt Therapieform X besser/schneller als Therapieform Y?
- Wie werden Effektgrößen berechnet? (und zahlreiche weitere damit verbundene statistische Detailfragen)

Bei solchen Fragen wird aber allzu leicht übersehen, daß diese die Bestimmung von Therapiezielen voraussetzen - Ziele aber beinhalten primär Werte, und diese wiederum sind bekanntlich kein Gegenstand wissenschaftlicher Methodik, sondern ein Gegenstand der Konsensbildung. Vom Konsens hinsichtlich der Therapieziele kann aber gegenwärtig wohl kaum gesprochen werden.

Aus diesem Grunde habe ich in einer kürzlich veröffentlichten Arbeit (Kriz 1996) nach seitenlangem Aufzählen von ungelösten inhaltlichen Fragen zur Psychotherapieforschung auch feststellen müssen: „Solange diese Fülle an inhaltlichen Fragen nicht geklärt ist (und oft nicht einmal angemessen diskutiert wird), nützen selbst (oder: gerade?) die aufwendigsten ‚Untersuchungen‘ wenig; sie verhindern eher eine redliche Psychotherapie-Forschung. Oder, provokanter ausgedrückt: Solange wir in der Erforschung und wissenschaftlichen Debatte, was überhaupt unter Psychotherapie-Effekten zu verstehen ist, so weit am Anfang stehen, kann die großangelegte und wissenschaftspolitisch brisante ‚Sammlung‘ von Effekten eben nur Effekt-Hascherei sein.“

Aus diesen Gründen würde ich selbst auch eher für eine stärkere Grundlagenforschung in diesem Bereich plädieren, damit einige der obigen Fragen zunächst in ihrer Bedeutung stärker geklärt werden, bevor man den Computer bemüht und mit der Wahl einer ‚Methode‘ unwissentlich zu diesen Fragen Stellung bezieht. Die Praktiker beeindruckt die gegenwärtige Psychotherapie-Forschung ohnedies nicht, wie in zahlreichen Arbeiten der Forscher beklagt wird. Der Therapeut, der zu seiner und der Patienten Zufriedenheit behandelt, wird seine Vorgehensweise und Weltsicht nicht deswegen wechseln, weil eine Untersuchung

unter (für ihn) nicht genau geklärten Umständen bei einem Klientel (das er schwerlich beurteilen kann) hinsichtlich einiger Kriterien (von denen er vielleicht manche keineswegs teilt) die statistische Nullhypothese, daß Therapie nicht wirkt (wovon er jeden Tag sowieso das Gegenteil erfährt), ‚signifikant‘ zurückweisen konnte. Es würden auch Wissenschaftler wenig Gehör finden, wenn sie Menschen von einem 4-Gang-Menü in gemüthlicher Atmosphäre in einen Hamburger-Imbiß locken wollen - mit dem Argument, es sei wissenschaftlich erwiesen, daß man dort viel schneller satt werde und viel mehr Kalorien zu sich nehme. Eine der *relevanteren* Fragen wäre, wer die Zeche bezahlen soll - aber dies ist, wie schon bemerkt, keine Methoden-Frage und sie läßt sich daher über das Abzählen von Pommes Frites auch nicht beantworten.“

Statt des „horse-race“ der Therapiemethoden, wie auch der bekannte amerikanische Psychotherapieforscher Hans Strupp in seinem Beitrag den mainstream des gegenwärtigen Fokus in der Forschungsdebatte kennzeichnete, würde ich mir eine stärkere Berücksichtigung von Fragen wünschen wie:

- Welche Vorstellungen von Krankheit/Gesundheit/Entwicklung leiten Menschen (Patienten und Therapeuten)?
- Welche Zielvorstellungen haben Patienten bzw. Therapeuten von therapeutischer Veränderung?
- Welche Theorien/Modelle sind hilfreich, welche eher einengend?
- Was benötigen Menschen (Patienten und Therapeuten), um sich besser, freier, auf hilfreiche Beziehungen einlassen zu können?

Es ließen sich hier viele weitere Fragen anschließen, die mir weit mehr als der methodische Beweis von Effektivität am Herzen liegen - und auch der Kollege Hans Strupp hat in seinem Diskussionsbeitrag zahlreiche weitere wirklich relevante Fragen angeführt, die beim „horse-race“ aus dem Blickfeld geraten sind. Wir können aber global im Hinblick auf eine Anfrage an die Forschung nochmals mit Heisenberg thematisieren: Welches Bild liefert die Psychotherapieforschung von ihrer *Beziehung* zu ihrem Gegenstand? Wird sie z. B. den sechs Kennzeichen der „Arbeit am Lebendigen“ (nach Metzger 1962, Walter 1977) gerecht oder bemüht sich zumindest darum? Kennzeichen, von denen ich überzeugt bin, daß jeder Praktiker sie berücksichtigen muß und wird:

- 1. Nicht-Beliebigkeit der Form:** Man kann Lebendigem „auf die Dauer nichts gegen seine Natur aufzwingen...“
- 2. Gestaltung aus inneren Kräften:** „Die Kräfte und Antriebe, die die angestrebte Form verwirklichen, haben wesentlich in dem betreuten Wesen selbst ihren Ursprung.“
- 3. Nicht-Beliebigkeit der Arbeitszeiten:** Das lebende Wesen kann nicht beliebig auf seine Pflege warten ... Es hat vor allem seine eigenen fruchtbaren Zeiten und Augenblicke für Veränderung...

4. Nicht-Beliebigkeit der Arbeitsgeschwindigkeit: Prozesse des Wachsens, Reifens, Überstehens einer Krankheit usw. haben offenbar ihnen jeweils eigentümliche Ablaufgeschwindigkeiten...

5. Die Duldung von Umwegen: Man muß überall Umwege in Kauf nehmen...

6. Die Wechselseitigkeit des Geschehens: „Das Geschehen ... ist wechselseitig. Es ist im ausgeprägten Fall ein Umgang mit ‚Partnern des Lebens‘ ...“ (ausführlicher in Kriz 1985)

Nochmals: Welches Bild von ihrer *Beziehung* zu ihrem Gegenstand liefert eine Psychotherapieforschung, die sich nicht bemüht, diesen Kennzeichen der „Arbeit am Lebendigen“ Rechnung zu tragen? Diese Frage ist um so radikaler zu stellen, als die moderne naturwissenschaftlich fundierte interdisziplinäre Systemforschung zeigt, daß sogar in bezug auf die Erforschung von toten physikalischen und chemischen Systemen oft diese Aspekte berücksichtigt werden müssen.

Es muß daher geradezu absurd erscheinen, daß inzwischen in den Naturwissenschaften umfangreiche Forschungsprogramme laufen, an denen zahlreiche Forscher aus unterschiedlichen Disziplinen mitwirken, in denen es um Selbstorganisation und Nicht-Determinismus geht, wo gezeigt wird, daß schon bei simplen Systemen oft je nach Zustand große Einflüsse fast nichts, hingegen ganz geringe sehr viel bewirken können, während maßgebliche Teile der Psychotherapieforschung immer noch danach trachten, einzelne Wirkfaktoren zu isolieren und das Geschehen deterministisch zu kontrollieren oder zumindest abzubilden.

Gerade wenn wir als Kliniker nach der Beziehung der Psychotherapie-Forschung zu ihrem Gegenstand fragen, ergibt sich oft ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild. Denn es ist keineswegs zufällig, daß wir dieselben Strukturen, die in der klassischen abendländischen Wissenschaft als „Tugenden“ einer sauberen Methodik propagiert werden, bei unseren Patienten als Kontrollbedürfnisse zum Zwecke der Angstabwehr verstehen:

- möglichst weitgehende Ausschaltung von Unvorhersehbarem und Unkontrollierbarem
- Reduktion von Einflußvariablen
- möglichst weitgehende Prognose der Ergebnisse von Handlungen
- maximale Kontrolle dessen, was passieren kann
- Verbergen der eigenen Motive und Emotionen hinter einer „richtigen“ Vorgehensweise, d.h. Methodik
- Beschränkung der Erfahrungen auf jenen Bereich, der durch sog. „zulässige“ Fragen und Vorgehensweisen vorab definiert ist.

Daß dieses Programm klassisch abendländischer Wissenschaft seit Anbeginn durch seine Leitfiguren, Bacon, Descartes und Newton, in der Tat vor allem von Kontrollbedürfnissen gekennzeichnet ist, kann ich hier nicht weiter ausführen - ich habe dazu kürzlich einen längeren Beitrag geschrieben (Kriz 1997). Wichtig ist, daß wir dieses Programm nicht mit

der Forschung verwechseln oder meinen, nur auf diesem Wege könne Wissenschaft betrieben werden. Die moderne Systemforschung in den Naturwissenschaften weist andere Tugenden auf, die der Arbeit am Lebendigen viel näher stehen. Und es gibt gerade unter den Organisatoren dieses Kongresses einige, die versuchen, diese neue Blickrichtung der Systemwissenschaften fruchtbar für eine menschengerechtere Psychotherapieforschung nutzbar zu machen.

Ich habe mit einer persönlichen Bemerkung begonnen und möchte auch mit zwei eher persönlichen Anmerkungen abschließen:

Mir ist es ein Bedürfnis - wofür ich auch einen Großteil meiner Kraft einsetze - ein möglichst umfassendes Verständnis klinischer und therapeutischer Vorgänge zu erlangen. Ich halte es sogar für erstrebenswert, wenn die Psychotherapie-Forschung *im Grundlagenbereich* zu einem weitgehenden einheitlichen *Theoriengebäude* voranschreitet. Ich bete aber darum, daß es niemandem gelingen möge, eine allgemein gültige Therapie „*methode*“ durchzusetzen. Bei den Verschiedenheiten der Menschen, ihrer Bedürfnisse, Werte und Ziele könnte ich mir dies nur als Zwangsjacke vorstellen.

Wir sollten nicht - aus Angst, daß unsere bunt blühenden Therapie-Felder vom vielbeschworenen „Therapie-Dschungel“ überwuchert werden könnten - in die Plantagen einer „effektiven“ Monokultur flüchten. Wenn man die Schweizer Berge abträgt und damit die Seen auffüllt, erhält man ein Flachland, das sich vermutlich viel effektiver bebauen läßt - und das bei Bepflanzung mit einer Monokultur den noch effektiveren Einsatz von Großmaschinen ermöglicht. Aber die Frage ist doch auch: Was ist der Preis für eine solche „Effektivität“ - und: wollen wir so leben?

Dies war die erste Anmerkung. Die andere ist eine Einladung, die übliche Blickrichtung auf das Verhältnis: Praxis - Forschung der Psychotherapie umzudrehen. Dies hat bereits vor rund 20 Jahren Maslow (1977) wie folgt formuliert:

Warum fragen wir eigentlich immer wieder, ob die Psychotherapie auch wissenschaftlich genug sei? Warum fragen wir nicht lieber, ob die Wissenschaft und ihre Forschungsmethoden psychotherapeutisch genug sind?

Eine Psychotherapie-Forschung, die sich nicht angstvoll hinter der Schein-Objektivität von „Science Fiction“ verbirgt, sondern mit den systemwissenschaftlichen Physikern und Chemikern darin wetteifert, den Prinzipien der „Arbeit am Lebendigen“ Rechnung zu tragen, und sich letztlich als Erkennender *nicht* aus der Beschreibung des Erkannten auszublenden versucht - eine solche Psychotherapie-Forschung könnte endlich dieses Anliegen der Menschen ernsthaft aufgreifen.

Jürgen Kriz

Literatur

- Heisenberg, W. (1955). Das Naturbild der heutigen Physik. Hamburg: Rowohlt.
- Kriz, J. (1985). Grundkonzepte der Psychotherapie. Weinheim: PVU (4. Aufl. 1994).
- Kriz, J. (1989). Einige Gedanken zur Sucht. Systema 3, pp. 41-44.
- Kriz, J. (1996). Grundfragen der Forschungs- und Wissenschaftsmethodik. In: Hutterer-Krisch et.al.: Psychotherapie als Wissenschaft - Fragen der Ethik. Wien: Facultas, pp. 15-160.
- Kriz, J. (1997). Ganzheitliche Psychotherapie - Wegweiser einer lebensgerechten Wissenschaft? In: Meyer-Abich, K. M. (Hrsg.). Mit-Wissenschaft. München: Beck (i. Dr.).
- Kriz, J., Lück, H., Heidbrink, H. (1987). Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler. Opladen: Leske & Budrich (3. Aufl. 1996).
- Maslow, A. H. (1977). Die Psychologie der Wissenschaft. Neue Wege der Wahrnehmung und des Denkens. München: Kindler.
- Metzger, W. (1962). Schöpferische Freiheit. Frankfurt: W. Kramer.
- Walter, H.-J. (1977). Gestalttheorie und Psychotherapie. Darmstadt: Steinkopff.

Prof. Dr. Jürgen Kriz
In der Barlage
49078 Osnabrück



Text: Haja Molter
Zeichnung: Marika Molter